

Alles andere ist Käse

Toller Aufschnitt:
Wolfger Pöhlmann
widmet sich einer
deutschen Obsession
und legt eine exzellente
Kulturgeschichte der
Wurst vor.

Dieses Buch ist ein Liebesbeweis und eine Totenmesse, ein Appetitanreger und ein Appetitverderber, eine Helden- und eine Verzweiflungstat. Seit er denken und schmecken kann, ist Wolfger Pöhlmann der deutschen Wurst in rettungsloser Leidenschaft verfallen, was angesichts einer Kindheit in Niederbayern und Franken und traumatischer Erfahrungen wie der des „Wurstschnappens“ wahrscheinlich eine Schicksalsfügung ist: Nur an seinen Geburtstagen durfte sich der kleine Wolfger ein ganzes Wienerle ohne Brot schnappen, sonst eine Todsünde im strenggläubigen Bayern der Nachkriegszeit.

Auch später, als er Kunsthistoriker und Kulturmanager geworden war, als er für das Goethe-Institut und das Berliner Haus der Kulturen arbeitete, erkalte seine glühende Liebe zu deutschen Fleischwaren nicht, sondern wurde ganz im Gegenteil immer stürmischer. Und als schließlich die Zeit gekommen war, in der er sich vor allem um die Wursterziehung seiner Enkelkinder mit Hilfe von Pixi-Hefen wie „Ich habe einen Freund, der ist Fleischermeister“ zu kümmern begann, war auch die Zeit reif für Wolfger Pöhlmanns große Rundreise durch das Wurstland Deutschland, die ihren glücklichen Abschluss in diesem Buch gefunden hat.

Kreuz und quer ist er durch die Republik gefahren, immer auf der Suche nach der Vielfalt der Wurst. Er hat Metzgereien, Wursthäuser, Viehzüchter, Imbissbuden, Wursthotels, Fachmessen, Fleischer-, Schweine-, Currywurstmuseen und allerhand Schlüsselorte der deutschen Wurstgeschichte wie die Wiege der Weißwurst besucht. Sie steht in der Münchner Droschkenuckergaststätte „Zum ewigen Licht“, in der am 22. Februar 1857 die Schafsdärme für die Kalbsbratwürste ausgerechnet während des Fröhschoppens ausgingen, woraufhin der verzweifelte Wirt auf grobe Schweinedärme auswich – und die Würste nur in Wasser brühte, weil er fürchtete, die Därme könnten beim Braten platzen.

Pöhlmann ist in Deidesheim in der Pfalz gewesen und hat dort selbstverständlich den Saumagen probiert, den Helmut Kohl all seinen Staatsgästen in verschiedenen Varianten vorsetzte, dem spanischen Schlemmerkönig Juan Carlos I. zum Beispiel mit einer Verfeinerung aus Trüffeln. Er hat sich in Markt umgeschaut, dem Geburtsort von Kardinal Ratzinger, in dem nach dessen Wahl zum Kirchenoberhaupt plötzlich „Papstwürste“ mit Blumenblüten und ein „Papststab“ auftauchten, eine dünne Salami in Form eines Bischofsstabs – und sofort stellt unser Wurstpapst klar, dass trotz dieser pontifikalischen Verwüstung die unerreichte christliche Wurstverehrung noch immer in den Vereinigten Staaten von Amerika stattfindet. Dort ist ein Bildnis von Jesus Christus populär, das folgende Inschrift trägt: „If you say ‚Jesus‘ backwards it sounds like sausage.“



Im Kunstlicht: Erich Wurms „Kiss“ aus der Serie seiner „Abstract Sculptures“
Foto Picture Alliance, © VG Bild-Kunst, Bonn 2018

In Duisburg traf er „Wurst-Achim“, einen weltberühmten Marktschreier, dessen Stimme sagenhafte 110,2 Dezibel und dessen Schlagfertigkeit poetische Höhen erreicht: „Wenn Achim seine Tüte packt, steht Aldi kurz vorm Herzinfarkt“, lautet einer seiner schönsten Zweizeiler. In der thüringischen Kleinstadt Holzhausen inspierte er die größte begehrt Bratwurst der Welt, in der auch ein Bratwursttheater untergebracht ist und in die theoretisch sechs Millionen Thüringer Würste hineinpassen. Und in Frankfurt schaute er beim Satire-Magazin „Titanic“ vorbei, das sich immer wieder der deutschen Wurstobsession gewidmet hat; unvergessen ist ihr legendärer, vierzigteiliger Wurstkoffer, der mit dem Slogan „Alles andere ist Käse“ beworben wurde.

So unersättlich ist Wolfger Pöhlmanns Fanatismus, so unstillbar seine Neugier, so unerschöpflich sein Wissen, dass vor den Augen und knurrenden Mägen der Leser ein gargantueskes Panorama der deutschen Wurstkultur entsteht. Denn Pöhlmann belässt es nicht bei Haus- und Hofbesuchen, sondern streut unablässig Fakten und Anekdoten dazwischen, stellt die Wurst ins Licht von Kunst und Literatur, zeigt uns ihre Bedeutung für das Werk



Wolfger Pöhlmann:
„Es geht um die Wurst.“
Eine deutsche Kulturgeschichte.

Knaus Verlag, München
2017, 464 S., Abb., geb.,
26,- €.

von Tucholsky und Goethe, von Polke und Beuys oder auch von Erwin Wurm, dem größten lebenden Wurstkünstler. Und er hat immer das passende Zitat parat, sei es von Karl Valentin, für den die Wurst die Freundin des Bieres war, oder von Ernst Jandl, der das Wort „Wurst“ für eines der schönsten der deutschen Sprache hielt; es ist übrigens seit 1200 Jahren phonetisch völlig unverändert geblieben.

Wir wissen nun über das epochale Werk „Wurstologia et Durstologia“ des Marcus Knackwurst Bescheid, der 1662 eine Typologie der deutschen Wurstsorten verfasste. Und wir haben gelernt, dass es in Deutschland mindestens 1500 verschiedene Wurstsorten mit wahrscheinlich Hunderttausenden regionaler Varianten gibt – und wundert uns nun nicht mehr über die schleppenden Koalitionsverhandlungen in Berlin angesichts der Feststellung Charles de Gaulles, dass ein Land wie Frankreich unregierbar sei, weil es dort 246 Käsesorten gebe.

Doch wie lange dieser Reichtum noch existieren wird, ist ungewiss, weil die Liebe der Deutschen zur Wurst schizophrene Züge annimmt: Einerseits essen sie Jahr für Jahr 2,5 Millionen Tonnen Wurst, kaufen aber andererseits inzwischen zwei Drittel davon als Industrieware im Supermarkt. So zerstören sie ihre eigene Wurstvielfalt, machen den lokalen Metzgern den Garau, vernichten aus Gedankenlosigkeit oder Bequemlichkeit ein einzigartiges Kulturgut, stürzen nicht nur Wolfger Pöhlmann ins Unglück. Und so endet dieses wunderbare Buch mit einem bitteren Nachgeschmack: nicht nur mit der Gewissheit, dass wohl nichts deutscher ist als die Wurst, sondern auch mit der bösen Ahnung, dass es eines gar nicht fernen Tages nicht mehr so sein wird. JAKOB STROBEL Y SERRA

Heiliges verpflichtet sich stets mit Macht

Entzauberung der Entzauberung: Hans Joas nimmt sich Max Webers wirkungsreiche Diagnose der Moderne vor

Vor genau hundert Jahren hielt Max Weber in München einen Vortrag zum Thema Wissenschaft als Beruf. Eingewoben darin war die Diagnose der Entzauberung der Welt. In diesem Topos verknüpft Weber das Zurückdrängen magischer Vorstellungen mit einer Gesamtdeutung der Entwicklung hin zur Moderne: als Prozess der Rationalisierung, der auch die Stellung der Religion massiv beeinflusst. Dieses Narrativ ist ungeniebig einflussreich geworden für Selbstdeutungen der westlichen Welt, etwa im Rahmen von Konzepten der Modernisierung und Säkularisierung. Vor allem jene, die sich auf Weber stützten, verstanden Entzauberung oft als faktische Entwicklung, die der Religion unweigerlich einen prekären Status zuweist.

All dies provoziert Hans Joas zum Widerspruch: Erstens setzt er dem linearen Geschichtsverständnis ein Denken in Konstellationen entgegen. Zweitens bemängelt er die Kanonisierung des Topos der Entzauberung, der für die Religion letztlich keinen Platz in der Moderne vorseht. Drittens schlägt er eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung vor, deren Leitfaden „das Wechselspiel von vielfältigen Prozessen der Sakralisierung mit vielfältigen Prozessen der Machtbildung“ sein müsse.

An Stelle eines dominierenden Prozesses tritt demnach deren Vielzahl, an die Stelle der Linearität tritt die Figur des Wechselspiels, an die Stelle der Religion die Figur der Sakralisierung. Man könnte ergänzen: an die Stelle der bloß sanften Korrektur soziologischer Klassiker tritt deren ernsthafte Befragung. In der Haltung ist der Weber-Kritiker weberianisch.

Das vierte Kapitel, das sich mit Weber und Ernst Troeltsch befasst, ist das Herzstück des Buches, auf das hin und von dem her sich der Rest entwickelt. Dabei geht es dem Autor auch um andere Entwürfe, die er nutzt, um eine Alternative zu Weber zu skizzieren. Exemplarisch behandelt werden David Humes Universalgeschichte der Religion; William James mit seiner auf religiöse Erfahrung zielenden Religionspsychologie; der Diskurs über die Bedeutung kollektiver Rituale, für den Emile Durkheim und Numa Denis Fustel de Coulanges stehen. Joas folgert, dass „Religion auf historisch situierte menschliche Erfahrungen von etwas, das als heilig empfunden wird“, zurückzuführen sei, die wir „nur dann richtig verstehen, wenn wir sie in einer semiotisch transformierten Psychologie des Selbst verkörpert denken“.

Ein wichtiger Baustein ist zudem der Diskurs um die „Achszeit“, in dem es um eine fundamentale Transformation im Verständnis des Heiligen geht. Als deren Resultat entstand im Zusammenhang mit einer grundsätzlichen Steigerung von Reflexivität ein starker Begriff von Transzendenz. Joas nennt dies Transzendenz als reflexiv gewordene Sakralität.

Joas' Buch ist eine beeindruckende Summe und Weiterführung seiner bisherigen Arbeiten. Indem er Prozesse der Sakralisierung ins Zentrum rückt, wählt er einen Begriff, den er als grundlegender ansieht als Religion. Nicht Religion sei anthropologisch universell, sondern „Erfahrungen der ‚Selbsttranszendenz‘“ und die sich „daraus ergebenden Zuschreibungen von ‚Heiligkeit‘“. Vor diesem Hintergrund skizziert er dann seine Alternative zur Geschichte der Entzauberung: den

Grundriss einer Theorie der Sakralisierung, in der diese mit Prozessen der Idealbildung verknüpft wird, die nach Ausdeutung verlangen. Neu ist, dass das Heilige hier im Zusammenhang mit einer Theorie der Macht behandelt wird. Dafür führt Joas bereits Vorgelegtes zusammen und ergänzt es um den Gedanken der (kollektiven) Selbstsakralisierung als einer mit jeder Sakralisierung verbundenen Gefahr.

Joas verfolgt aber auch eine theoriepolitische Agenda. Er rechnet mit allen Ansätzen ab, bei denen er Linearitätsunterstellungen vermutet. Daraus entstünden „gefährliche Prozessbegriffe“ wie Rationalisierung, funktionale Differenzierung und Modernisierung. Konsequenterweise schickt er sich an, Webers berühmte „Zwischenbetrachtung“ mit ihrer Rede von der Autonomisierung der Wertspähren aus „der Tradition einer differenzierungstheoretischen Lesart“ zu befreien. Die Vielzahl unterschiedlicher Spannungsverhältnisse ließe sich nicht auf einen solchen Nenner bringen.

Bestimmte Fragen bleiben dabei ungeklärt. Das überzeugende Plädoyer für die Untersuchung wechselnder Konstellationen von Sakralisierung und Macht erspart nicht schon die Frage nach möglichen längerfristigen Prozessen, im Verlauf derer etwa Religion zur „Option“ geworden ist und sich Sakralisierungen an ganz anderen Stellen finden. Sollte es wirklich „gefährlich“ sein, dafür einen Begriff wie Säkularisierung oder funktionale Differenzierung zu verwenden? Gerade die von Joas so gescholtenen Theorien funktionaler Differenzierung haben für Prozesse der Sakralisierung (die hier auf der Seite der Immanenz zu stehen

kommen) durchaus Platz. Überdies schließt eine Theorie funktionaler Differenzierung natürlich nicht aus, dass Gläubige auch nichtreligiöse Sphären aus einem gläubigen Blickwinkel betrachten.

Bisweilen irritiert auch, dass manche Autoren chronisch unerwähnt bleiben und gerade dadurch als weiße Elefanten im Raum stehen: Schütz und Luckmann mit ihren drei Stufen der Transzendenz etwa, die sich bei Luckmann mit einem allgemeinen, anthropologisch fundierten Religionsbegriff verbinden, der Joas' Verständnis von Selbsttranszendenz recht nahe kommt. An dieser Stelle erweist sich übrigens der Vorteil des Begriffs der Selbsttranszendenz gegenüber einer anthropologischen Unhintergebarkeit von Religion. Auch Carl Schmitts Auseinandersetzung mit Webers Konzept der Entzauberung und sein Anschluss an das Konzept des Charismas wären in einer Theorie, die sich mit dem Heiligen und der Macht befasst, gerade dort, wo es um die Gefahren der kollektiven Selbstsakralisierung geht, zumindest erwähnenswert. Der Münchner Religionswissenschaftler Robert Yelle befasst sich seit längerem mit dem Zusammenhang von „Sovereignty and the Sacred“. Auf einen Austausch könnte man gespannt sein. MONIKA WOHLRAB-SAHR



Hans Joas: „Die Macht des Heiligen“. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung.

Suhrkamp Verlag, Berlin
2017, 543 S., geb., 35,- €.

Was für ein Mensch verbirgt sich da im Kollektiv?

Heine sollte nicht das letzte Wort haben: Roger Paulins
Biographie des Romantikers August Wilhelm Schlegel

„Er riß die Lorbeerkränze von den alten Perücken und erregte bei dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Sein Ruhm ist eine natürliche Tochter des Skandals.“ Was Heinrich Heine im zweiten Buch der Romantischen Schule (1835) über seinen akademischen Lehrer August Wilhelm Schlegel verlauten lässt, ist abgründig. Der Ruhm als natürliche Tochter des Skandals – das nimmt dem Gerühmten die intellektuelle Substanz, und genau darin liegt auch Heines Absicht. Das älteste der Geschwister Schlegel, bei dem er 1819 an der Bonner Universität Vorlesungen über Literatur hörte, erschien ihm als ein Mann, der immer mehr Schein als Sein war. Sein Hauptverdienst sei die „Beförderung der Eleganz“ gewesen; ansonsten, so kann man Heines Charakterisierung zusammenfassen, habe man es hier mit einem sekundären Wesen zu tun. Fraglos: ein sehr gescheiter Mensch, polyglott, ein hervorragender Übersetzer mit beeindruckenden Kenntnissen auf dem Feld der antiken Literatur und nicht zuletzt der Indologie. Nirgends aber sei Schlegel, entgegen seinem Selbstverständnis, der Erste gewesen. Immer sei er nur mit der Mode gegangen, habe deswegen nie echtes Expertentum oder gar „den Boden einer Philosophie“ erworben. Alles, was er könne, verdanke er anderen, insbesondere seinem jüngeren Bruder Friedrich, von dessen Ideen und deren Ausarbeitung er maßgeblich zehre.

Heines verheerendes Urteil, das der Unterstellung der geistigen auch noch das umlaufende Gerücht der sexuellen Impotenz beimeigt, hat das Bild von August Wilhelm Schlegel über lange Zeit mitbestimmt. Unter den Romantikern blieb er der Farb-, unter den Gelehrten der Folge-lose. Man musste schon Literaturhistoriker sein, wenn man Schlegels Leistungen zu Gesicht bekommen wollte, und so war es denn auch bis heute in erster Linie der Fachwissenschaft überlassen, Korrekturen an Heines Karikatur vorzunehmen. Neben der verdienstvollen, an der Universität Tübingen beheimateten Edition seiner Vorlesungen haben in jüngerer Zeit auch verstärkte Symposien zu Einzelaspekten seines Werks stattgefunden – zu seiner Briefpoetik, seinen Konzeptionen des kulturellen Transfers und der philologischen Aufgabe für das Projekt einer europäischen Literatur. Zudem widmete sich eine Ausstellung im Frankfurter Hochstift Schlegel aus Anlass von dessen 250. Geburtstag (F.A.Z. vom 2. September 2017).

Vervollständigt werden diese Bemühungen um Schlegels Rehabilitation durch Roger Paulins englisch verfasste, breit angelegte Biographie Schlegels, die nun auch auf Deutsch vorliegt. Der in Cambridge lehrende Paulin, ein ausgewiesener Kenner der deutschen Romantik und bewährt im Genre der Autorenbiographie (etwa zu Ludwig Tieck und Theodor Storm), begreift sein Buch als einen Akt der Entstigmatisierung Schlegels. „Heine darf nicht das letzte Wort haben“, heißt es dort explizit: kein leichtes Unterfangen.

Paulin stellt Spott und Gerücht seinerseits Sachlichkeit und Opulenz in der Darstellung entgegen. Ausführlich würdigt er nicht nur den Bildungsweg des 1767 in Hannover geborenen Schlegel, dessen schwierige Beziehung zu Gottfried August Bürger (aus der Heine dann später einen Vätermord konstruieren sollte), seine Begeisterung für Shakespeare und die Gründung des Athenaeums in Jena. Immer wieder verwandelt sich diese Lebensgeschichte auch in eine spannend zu lesende Gelehrten- und Schlegel-Gedankengänge bis in ihre Ursprünge folgt. Bei näherer Betrachtung wird gerade über diese nüchternen, oft abseits stehende Figur die Geschichte der deutschen Romantik noch einmal neu lesbar. Nicht über den Bruch mit den Weimarern, den sein Bruder Friedrich 1796 über einen direkten Angriff auf die „Horen“ forcierte; nicht über die Arbeit an einer Poetisierung der Fichteschen Identitätsphilosophie, die Schlegel im Unterschied zu seinem Jenaer Umfeld nie aufgenommen hat; und auch nicht über den Weg in einen kulturell hypostasierten Katholizismus, den er – anders als sein Bruder oder als Adam Müller – nicht bis an sein Ende gegangen ist.

Das neue, auf Ganze gehende Denken der Romantik zeigt sich in Schlegels Gestalt vielmehr in der tätigen Verstrickung: Vor den Kulissen der Napoleonischen Kriege bleibt er stets derjenige, der aktiv zwischen den europäischen Sprachen, Literaturen und Künsten vermittelt. Sein auf das Vergangene gerichteter Blick, der ihn bis zur „Ursprache“ des Sanskrits führt, lässt Schlegel keinesfalls aus der Zeit fallen, sondern treibt ihn vielmehr in einen gelebten Universalismus, der englische, französische, spanische und deutsche Dichtung nicht nur mit der Antike, sondern auch miteinander ins Gespräch bringt – darin steht er Heine eigentlich viel näher, als dieser selbst zu erkennen vermochte.

Zweifelloos ist Schlegels Leben vor allem auch eine Geschichte der Frauen, genauer: von Frauen, denen er sich verspricht, ohne recht zu wissen, warum. Dieser eigenartige Pfad beginnt bei der Göttinger Professorstochter Caroline Böhmer, die ihren Verehrer Schlegel 1796 in zweiter Ehe zum Mann nahm, schon bald aber ein – von Schlegel geduldetes – Verhältnis zu Schelling einging und diesen nach der Scheidung 1803 auch heiratete. Er führt über Germaine de Staël-Holstein und Tiecks Schwester Sophie bis hin zum ver-

hängnisvollen Eheexperiment mit Sophie Wahl, das den einundfünfzigjährigen Bonner Professor jenen Skandal besichert, der ihn nachhaltig beschädigen sollte.

Paulin widmet der „Schlegelschen Saus-Geschichte“ (wie sie Sulpiz Boisserée nannte) zu Recht nicht mehr als sechs Seiten. Sein Interesse gilt ganz der symbiotischen Beziehung Schlegels zur Madame de Staël, die ihn 1804 als Hauslehrer ihrer Kinder ins waadtländische Coppet holt, der er aber von Anfang an vor allem als intellektueller Austauschpartner dient. Das, was Schlegel an Spott wie an Ruhm geerntet hat, ist aufs engste mit dem Wirken der Intimfeindin Napoleons verknüpft. Schlegel vermittelt ihr sein Wissen über die zeitgenössische deutsche Literatur und unterstützt sie bei der Abfassung ihres Hauptwerks „De l'Allemagne“. Umgekehrt verhilft de Staël ihm durch ihre zahlreichen Kontakte zu öffentlicher Präsenz und Vorlesungsgelegenheiten – eine Abhängigkeit, die nicht unbemerkt bleibt und ihm seinerzeit auch den Beinamen „le professeur Staël“ eingetragen hat.

Die dreizehn Jahre, die Schlegel im Tross de Staëls verbracht hat und die ihn in der gemeinsamen Flucht vor Napoleon nicht nur durch halb Europa, sondern im Dienst Jean Baptiste Bernadottes dann auch an Schaltstellen europäischer Machtpolitik geführt haben, gehören zum Faszinierendsten, was die Gelehrtenbiographien des frühen 19. Jahrhunderts hergeben. Paulin hat sie in aller Ausführlichkeit und mit Akribie aufgearbeitet, sie bilden das Herz seiner Darstellung. Gerade die enge Verzahnung von kulturhistorischem Raisonnement und weltpolitischem Bekenntnis einerseits, von privaten Sehnsüchten und sozialem Comment andererseits verwandelt diese Episode aus Schlegels Leben in einen schillernden Zeitroman, den kennen sollte, wer die geistigen Konfusionen zwischen Französischer Revolution und Wiener Kongress verstehen möchte.

Es bleibt eine Episode. Schlegels Abschied von de Staël, sein Eintritt in eine solide preußische Beamtenkarriere folgt in ihrer Logik und Dynamik der Narkotisierung der europäischen Politik ab 1815. Nicht zuletzt ebendiese Analogie ist es auch, die ihn in Heines Augen zum Vorzeigexponat des romantischen Bündnisses mit der politischen Reaktion werden ließ, ungeachtet der zahlreichen Brüche und Widersprüchlichkeiten, die Schlegels Vita durchziehen.

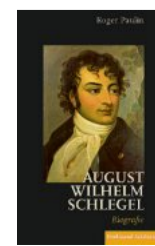
Diese in extenso sichtbar gemacht zu haben ist das Verdienst von Paulins Buch. Es zeugt von ungeheurem Fleiß, einer stupenden Belesenheit und zuvorderst von einer



Der junge A. W. Schlegel Foto Archiv

tiefer Empathie für seinen Gegenstand. Letztere ist nicht ganz ohne Gefahr, denn an die Stelle der narrativen Zuspitzung und Verdichtung tritt bei Paulin – darin ist er dann selbst auch ganz Gelehrter – konsequent das Streben nach Vollständigkeit und Differenzierung. Dagegen ist prinzipiell nichts einzuwenden. Im Fall von August Wilhelm Schlegel führt diese Tendenz jedoch auch dazu, dass der Protagonist immer wieder hinter seinen zahlreichen Kontexten verschwinden muss. Gespielt wird auf der kompositorischen Ebene somit die tatsächliche Verhaftung dieses Lebens in den Kollektiven, seine Wandlungen im Schatten der großen Geschichte. Wo sich aber eine Biographie allemal aus den sich umschließenden Parallelerzählungen herausbildet, da ist dies nicht immer eingängig zu lesen, zumal Paulins Text in der deutschen Übersetzung stellenweise dann doch gelitten hat.

Indessen gibt es wohl keinen anderen Weg, um sich August Wilhelm Schlegel adäquat zu nähern. Denn wie man es auch wendet, er bleibt ein Geschöpf der Romantik: ein Fragmentwesen, aus dem heraus erst das Gemälde einer ganzen Epoche fassbar wird. Denjenigen, der sich solchen Gestalten schreibend nähert, zwingen sie zum Ausfuern. Demjenigen, der nach „letzten Worten“ sucht, entziehen sie sich. PHILIPP THEISOHN



Roger Paulin: „August Wilhelm Schlegel“. Biographie.

Aus dem Englischen von Philipp Mulhaupt. Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 2017, 370 S., geb., 49,90 €.